Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Für Checchina
Autor: Ribaux, Adolphe
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573470

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

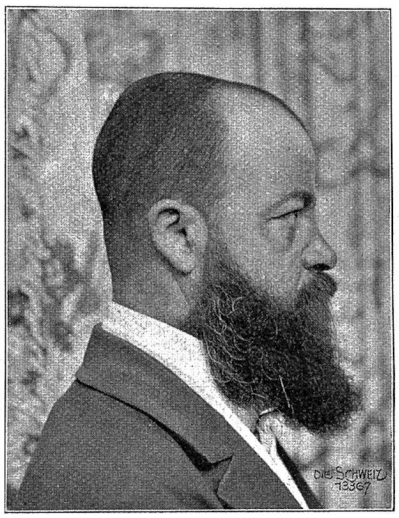
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Bildhauer Auguste de Niederhäusern.

Nachdruck verboten.

Mit sechs Abbildungen.

Der Bildhauer, von dessen Schaffen diese Nummer einige Proben vermittelt, gehört der welschen Schweiz an. In Vevey stand einst die Wiege des jetzt Vierzigjährigen; der Vater stammt aus dem Kanton Bern, die Mutter ist eine Genferin. In Genf erhielt er seine erste Bildung. Die Künstlerlaufbahn öffnete sich ihm nicht ohne weiteres. Als Aeltester einer zahlreichen Familie wurde er nach dem Verlassen des Collège in die Lehre bei einem Genfer Kolonialwarenhändler gebracht. Aber Auguste de Niederhäusern ruhte nicht, bis er aus dieser prosaischen Umgebung heraus war und seinen künstlerischen Neigungen nachgehen konnte. In Genf, an der Ecole des arts industriels, machte er seine ersten Studien. Dann ermöglichten ihm ein Stipendium der Stadt Genf und private Unterstützung den Aufenthalt in Paris. Hier wandte er sich mit allem Eifer der Bildhauerei zu. Falguière und dann namentlich Auguste Rodin, wohl der markanteste und der genialste der heutigen französischen Plastiker, wurden seine Lehrer. Für Rodin hat Niederhäusern viel gearbeitet, von ihm hat er sein Bestes gelernt, nach ihm seinen Stil gemodelt. Man muß Köpfe Rodins gesehen haben, um zu wissen, was ihm der Schweizer Bildhauer für seine eigene Porträtkunst zu danken hat: die impulsive Lebendigkeit, das energische, fast rücksichtslose Herausarbeiten des Charakteristischen, der ganze bildhauerische Stil, der die Formengebung nicht zuletzt auch auf die starke Kontrastwirkung von Licht und Schatten aufbaut — das alles sind Dinge, die keiner so wie Rodin lehren konnte. Unsere Abbildungen geben bezeichnende Proben dieses Stils: den auf stiermäßigem Nacken mächtig vordrängenden Kopf Hodlers, des willensstarken, seine Ziele mit eiserner Konsequenz verfolgenden Künstlers; das Tribunenhaupt Favons, in welcher Büste der wortgewaltige Volksredner als solcher eine geradezu typische Gestaltung erfahren hat. Die beste Arbeit Niederhäuserns auf dem Gebiet des Porträts stellt wohl seine Verlaine-Büste dar. Zu dem hochbegabten Lyriker, in dessen Dichtung sein zerfahrenes Leben, das bald tief im Staub und im Schmutz, bald wieder auf reinsten Höhen echter poetischer Inspiration sich bewegte, sich so treu wiederspiegelt — zu ihm muß es den Bildhauer fast magisch hingezogen haben; vielleicht darf dabei neben dem bloßen Interesse an dem Künstler Verlaine auch noch auf ein persönliches an dem Menschen Verlaine geschlossen werden. Auch in der Kunst gibt es Wahlverwandtschaften. Niederhäusern hat auf Grund dieser Verlaine-Büste den Auftrag zu einem Verlaine-Denkmal in Paris erhalten; zur Ausführung oder doch zur Aufstellung im Luxembourggarten ist es unseres Wissens noch nicht gediehen. Eine andere Seite des bestimmenden Einflusses, den Rodin auf den Schweizer Bildhauer ausgeübt hat, zeigt die Personifikation der Lawine. Es atmet ganz Rodins Geist, wie sich aus dem Fels die Figur fast traumhaft gespenstisch herauslöst; völlig malerisch ist das Ganze gedacht; die Schneekugel, die im Herunterrollen zu immer bedrohlicherer Größe anwächst, drängt völlig aus der Fläche heraus. Rodin so wenig als seinem Schüler Niederhäusern darf man einseitig mit den strengen Stilgesetzen ruhiger Flächenwirkung, wie sie ein Adolf Hildebrand für das Relief wie für die Freiskulptur aufgestellt hat, die Rechnung machen, an ihnen sie messen. Die rein malerische Lebendigkeit ist beiden sehr oft alles; die Phantasie des Beschauers soll angeregt werden, eine suggestive Kraft von dem Werk ausgehen. Kein Zweifel, daß in der Arbeit Niederhäuserns ein ungemein starkes, ja wildes Temperament pulsiert. Sie zwingt einen förmlich zurückzutreten, so unheimlich drohend schleudert uns der wüste Bergdämon die Vernichtung schaffende Kugel entgegen.



Auguste de Niederhäusern-Rodo, Vevey.

Für Genf hat der Künstler neuerdings ein Amiel-Monument entworfen, das freilich vom Wesen dieses feinen stillen Denkers keinen Begriff vermittelt, sondern lediglich den Dichter des bei unsern welschen Eidgenossen zum populären Sang gewordenen «Roulez tambours!» feiert. Auguste de Niederhäusern-Rodo — diesen Zunamen hat er sich beigelegt — ist unstreitig eine interessante Künstlererscheinung, von der Kenntnis zu nehmen sich auf alle Fälle lohnt; selbst da, wo sein Schaffen uns nicht voll zu befriedigen vermag. Von Rodin hat ein berufener deutscher Kunstschriftsteller, Professor Georg Treu, gesagt: Die Größe der Schlichtheit und Stille sei ihm versagt geblieben. Was dem Lehrer fehlt, wird man auch bei seinem begabten Schweizer Schüler nicht finden.

H. Trog.

Für Checchina.

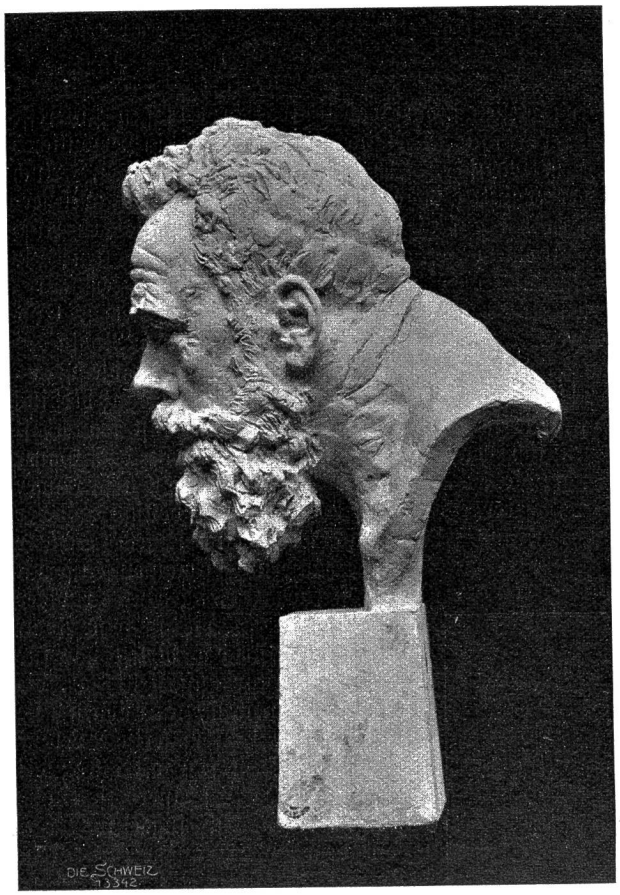
Nachdruck verboten.

Novellette von **Adolphe Ribaux.** Autorisierte Uebersetzung von Elise Ebersold.

I.

Pierre Sylvestre hatte umsonst gehofft, den Rompreis zu erwerben; seine „moderne" Originalität — die in der Tat bei einem ganz klassischen Gegenstand etwas unstatthaft war — hatte jenen Teil der Jury abgeschreckt, der mit Ueberzeugung die Ueberlieferung aufrecht hielt, und ein klügerer Mitbewerber ward ihm vorgezogen.

Er zürnte niemand und war nicht entmutigt; er



Ferdinand Hodler. Skulptur von Auguste de Niederhäusern.

begriff jedoch, daß sein Temperament nicht zu denen gehörte, die sich den offiziellen Formeln anbequemen, und daß er an der Schule der schönen Künste nichts zu suchen hatte.

Sylvestre hatte sich indes so sehr darauf gefreut, Italien kennen zu lernen und einige Jahre in Rom zu leben, daß der Verzicht darauf ihm schweres Herzeleid bereitete. Und da er, Waise und ohne nahe Verwandte, niemand Rechenschaft schuldig war, verkaufte er die paar Aecker, die ihm von dem väterlichen Erbe in der ertragreichen Bourgogne übriggeblieben, und beschloß, seinen schönen Traum auf eigene Kosten zu verwirklichen. Und seit anderthalb Jahren bewohnte er die italienische Hauptstadt in täglicher und stündlicher Bezauberung, studierte in Museen und Bibliotheken, arbeitete in dieser unvergleichlichen Stadt mit nie ermüdendem Eifer und trank darin Kraft und Freude.

Gleich bei der Ankunft merkte er, daß der feurigste Moderne im Kontakt mit den größten Genies von ehemals noch etwas zu gewinnen vermag, und er beneidete die jungen Inhaber des Rompreises, die ohne Sorgen um die materielle Existenz den Vorzug genießen, mehrere Jahre inmitten dieser suggestiven Schätze zu verbringen; übrigens hatte er unter den Pensionären der französischen Akademie einige Freunde wiedergefunden und fühlte sich trotz seines Mißerfolgs ein wenig daheim. Er hatte sich in der ruhigen Straße Margutta ein Atelier nebst daranstoßendem Schlafzimmer gemietet und aß in einer bescheidenen Osteria à l'italienne hauptsächlich Maccaroni, die häufiger mit Wasser als mit Wein angefeuchtet wurden. Trotz dieser Sparsamkeit schwand das Geld dahin, und damit sein bescheidenes Vermögen sich nicht allzuschnell erschöpfe, glaubte sich Pierre nichts zu vergeben, wenn er einige kleine Bilder, ein paar Aquarelle malte, die Fiorelli, der reiche Bilderhändler der Sistinastraße, ihm sehr schlecht bezahlte, deren Verkauf aber während der Fremdensaison gesichert war. Das warf immerhin einige Hunderte ehrlich verdienter, willkommener Franken ab, über die der junge Mann nicht errötete.

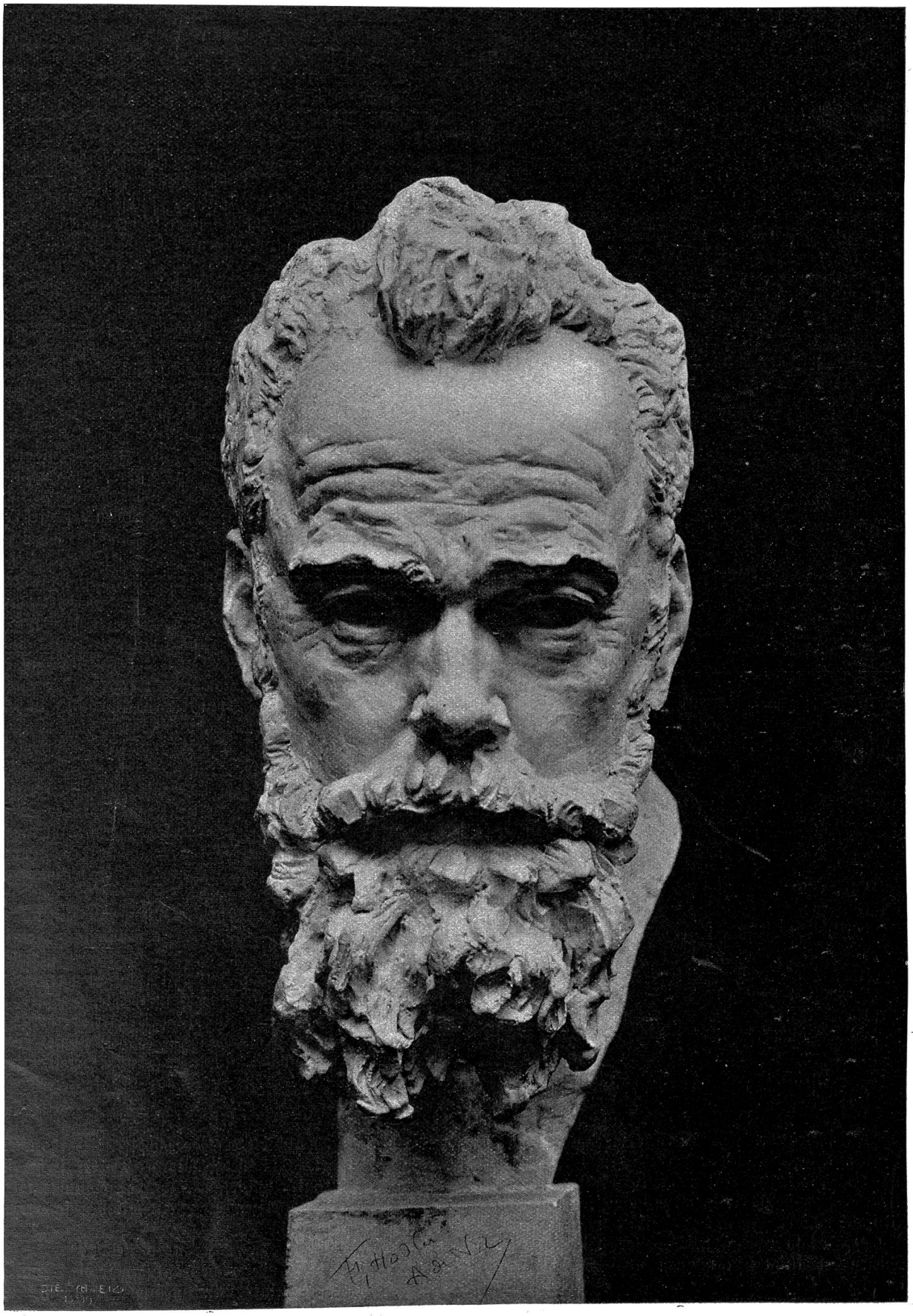
Nach und nach gewann seine Unterschrift Wert; sie wurde gesucht, und heute — an einem strahlenden Maitag, frisch und leuchtend wie eine erste Liebe — war er, als er den sonnigen Spanischen Platz überschritt, ganz freudevoll, weil ein englischer Tourist, der in der Sistinastraße seine Werke gesehen, diesen Vormittag sein Atelier besucht und ihm für zehn Napoleons ein großes Aquarell abgekauft hatte, das eine der naiven Szenen darstellte, wie sie den Reiz der römischen Landschaft bilden: ein Mägdlein, das ein ländliches Bethaus mit Rosen und Lilien schmückt; die Wasserleitungen profilieren im Hintergrund ihre edeln Ruinen auf der Perspektive der albanischen, mit Villen und Schlössern übersäten Berge. Zehn Louis in schönem, klingendem, übergewichtigem Golde! Pierre fand das Leben köstlich und Rom verlockender denn je. Er blieb stehen, um wieder und immer wieder den Spanischen Platz zu bewundern. Omnibusse und Wagen zirkulierten; der Springbrunnen des Bernini schleuderte lustig seine irisfarbenen Wassergarben empor; es waren noch viele Touristen da, die sich vor den Schaufenstern der Magazine ergötzten, und hübsche Ausländerinnen in hellen Anzügen gingen vorüber, die Hände voller Blumen, der prachtvollen Blumen, die einen der Reize Roms ausmachen.

„Zehn Napoleons, während mir der Schlaukopf Fiorelli nicht vier gegeben hätte!" dachte Pierre. „Nun, das heißt wahrhaftig Glück haben! Statt über den Hochsommer in Rom zu bleiben, vor Durst zu lechzen und die Miasmen des gelben Tiber einzuatmen, will ich mir einen Landaufenthalt in Tivoli oder Anzio leisten und Berg- oder Seeluft kneipen. Checchina hat mir Glück gebracht!"

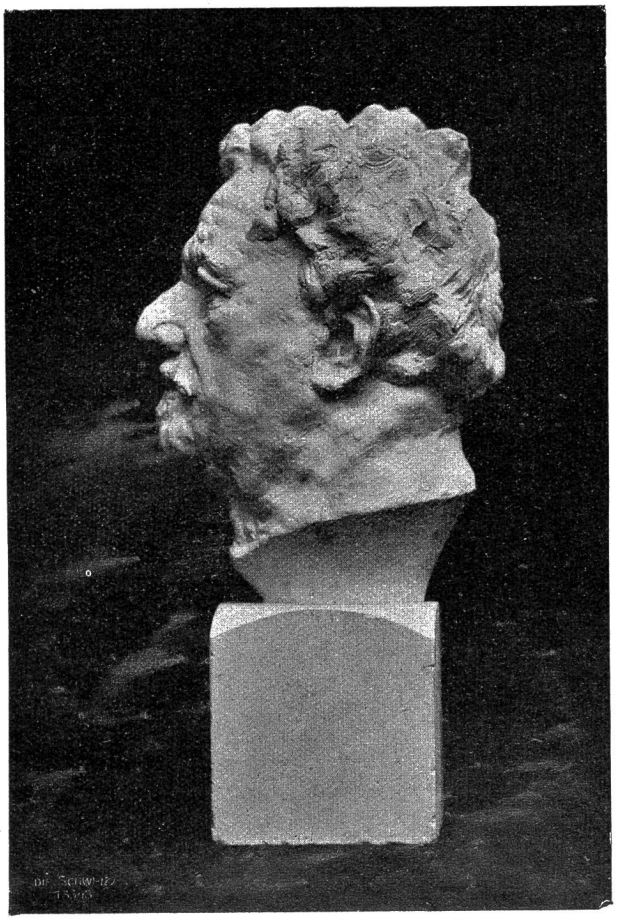
II.

Diese Checchina war Pierres Lieblingsmodell: ein etwa zehnjähriges Mädchen, eines jener Kinder, die aus den Dörfern und Weilern der römischen Campagna, den Hügeln von Albano und der Sabina mit ihren Familien nach Rom kommen, um den Malern zu sitzen und Blumen oder Zündhölzchen zu verkaufen.

Alle sind herzig; diese aber war's vor allen andern: ein runder, pausbäckiger, bräunlicher Kopf, umrahmt von blauschwarzem, weichem Gelock, mit Augen, die zwei schwarzen, in Azur schwimmenden Perlen glichen, mit langen, krausen Wimpern, mit kleinem, feingeschnittenem Mund, rot wie die Kirschen, die von Ende Frühling ab scheffelweise in Roms Straßen verkauft werden. Die berühmten Gemälde weisen kein anbetungswürdigeres Engelsgesicht auf. Und mit entzückender, natürlicher Anmut trug sie ihren roten Rock, ihre Schürze mit den



Ferdinand Hodler. Skulptur von Auguste de Niederhäusern.



Der Redner († Nationalrat G. Favon). Skulptur von A. de Niederhäusern.

buntfarbigen Verzierungen, ihr blaues, rot, gelb und weiß gesticktes Mieder.

Schon am Tage nach seiner Installation in Rom hatte Pierre sie, auf der Treppe der Trinità-dei-Monti sitzend, bemerkt und fand sie so allerliebst, daß er sogleich zu ihr trat und sie in schlechtem Italienisch anredete:

„Wie heißt du, Kleine?"

„Checchina."

„Ein hübscher Name! Und deine Heimat?"

„Poggio-Mirteto."

„Du wohnst bei deinen Eltern?"

„Ja, und bei meinem Bruder Giacomo."

„Und ihr steht alle vier ‚Modell'?"

„Mama nicht; sie ist krank."

„Und wo wohnst du?"

Das Dirnlein wies nach einem entlegenen Gäßchen und setzte hinzu: „Ich komme jeden Morgen hieher."

„Und wo ist dein Vater und dein Bruder?"

Mit seinen braunen Tätzchen machte sie zwei komische und so ausdrucksvolle Gebärden — die Italiener aus dem Volke handhaben die Gebärdensprache stets geschickt — daß Pierre, obschon in dieser Beziehung ein Neuling, sofort begriff, daß Checchinas Vater und Bruder eben in irgend einer Schenke mit Trinken und Spielen beschäftigt sein mußten und die Kleine allein sich placken ließen.

„Vielleicht bedarf ich deiner," schloß Sylvestre und notierte sich Namen und Adresse in sein Taschenbuch. „Auf Wiedersehen!"

«Arrivederci, Signore!»

Pierre behielt das poetische Kindergesicht im Gedächtnis. Und einige Tage nachher, als er über einem Gemälde grübelte, machte er sich auf den Weg nach dem bezeichneten Gäßchen, einem der schmutzigsten des alten Rom. Eine schmierige Treppe führte ihn nach einem Winkel, der eher als Unterschlupf für Vieh denn für Menschen paßte, und hier fand er einen Mann mittlern Alters von auffallender Schönheit, aber vor der Zeit gealtert, einen Menschen mit tückischem Blick, völlig im Typus des Briganten der Sage, der übrigens wirklich existiert hat. Die Mutter mußte ebenfalls schön gewesen sein. Durch eine Lähmung an ihr schlechtes Lager gefesselt, hatte sie doch ein wundervolles Profil bewahrt. Giacomo war ein vierzehn- oder fünfzehnjähriger Bursche, in körperlicher Hinsicht das lebendige Porträt seines Vaters, diesem wohl auch geistig gleich.

In dieser Umgebung strahlte Checchina wie eine Blume auf dem Düngerhaufen. Pierre malte sie alle drei in verschiedener Stellung und verschiedenem Kostüm. Er hatte sie besser kennen gelernt und gewisse Mitteilungen von Freunden, gewisse Schwätzereien der Ateliers halfen dazu, daß er schließlich über sie auf dem Laufenden war.

Domenico Sanvito, der Vater mit dem Patriarchenbart, hatte wirklich Verschiedenes auf dem Kerbholz und sich in allem versucht, ohne daß man ihn jedoch des Diebstahls und Raubes überführen konnte. Einst war er indes nahe daran, verhaftet zu werden, und das ward für ihn „der Weg nach Damaskus": er hatte daraufhin seine Berge verlassen, war mit seiner „Smala" in die Hauptstadt heruntergekommen, stand mit den Seinigen Modell und fuhr bald, wenn auch unter andern Formen, fort, schlechte Streiche zu verüben.

Und Giacomo glich ihm noch mehr, als die körperperliche Aehnlichkeit vermuten ließ: ein wütender Spieler war er, der seine blödern oder schwächern Kameraden plünderte; je nach Gelegenheit von einer Frechheit oder Heuchelei ohne Gleichen, lief er Gefahr, schlimm zu enden.

Checchina dagegen war völlige Offenherzigkeit, lauter Güte und Reinheit, — ein Waldmaiblümchen, eines jener köstlichen Kinderherzchen, die an Engel glauben lassen. Und Pierre, der ihr aufrichtig zugetan war, malte selten ein Bild, worauf sie nicht figurierte, bezahlte sie reichlich, damit sie der väterlichen und brüderlichen Raubgier ein paar Rappen unterschlagen konnte, und er hätte sie gerne aus dieser abscheulichen Umgebung befreit, wenn er nur gewußt hätte, wie er es anstellen sollte.

III.

„Checchina hat mir Glück gebracht!" wiederholte er. „Aber wo ist sie denn diesen Morgen?" Er suchte sie an ihrem gewohnten Platz am Fuße der monumentalen Treppe; doch das reizende Gesicht mit den schwarzen Augen war nicht da.

„Wo ist sie denn? . . . Krank vielleicht?"

Nein, das nicht, aber recht trostlos war die Aermste! Hinter dem Stand einer Blumenhändlerin saß sie zu-

Der Redner (Georges Favon von Genf, 1843—1902). Skulptur von Auguste de Niederhäusern.

sammengekauert; das Gesicht in den braunen Patschhändchen, weinte sie heiße Tränen. Pierre hatte sie nie anders als lustig und lächelnd gesehen, und dieser herbe, tiefe, kindliche Schmerz rührte ihn unendlich. „Was fehlt dir? ... Aber was hast du denn?" Er setzte sich neben sie auf die Treppe und faßte ihre zitternden kleinen Hände.

„Wirklich ein schweres Leid? Hast du etwa dein Halsband von römischen Perlen verloren?" Sie schüttelte verneinend das Haupt.

„Laß sehen, Checchina mia! Mußt dich nicht so sehr betrüben; erzähle mir, um was es sich handelt!"

Sie fing noch stärker zu weinen an, und er hatte Mühe, ihren unter Tränen gegebenen Bericht zu verstehen.

„Es ist wegen Giacomo, Signore! ... Er hat einen Ring gestohlen!"

„Und er ward ins Gefängnis geworfen?"

„Noch nicht, weil der Juwelier aus Mamas Heimat ist und Mitleid mit uns hat. Giacomo kam im Namen unserer Mutter zu ihm, um ein Almosen zu erbitten ... Als der Juwelier das Verschwinden des Ringes bemerkte, hatte er sofort Giacomo im Verdacht und kam zu uns ... Mein Bruder gestand, will aber nicht sagen, wohin das Gestohlene gekommen ist."

„Ein recht netter Bursche das!"

„Der Juwelier versprach, keine Klage einzureichen, wenn ihm der Wert des Ringes ersetzt werde. Aber der beträgt zweihundert Franken, Signore, und wo sollen wir die hernehmen ... Das ist ganz sicher Mamas Tod!" Und von neuem bedeckten die braunen Patschchen das liebreizende Gesicht, und das Schluchzen begann wieder.

„Das ist in der Tat eine große Summe. Doch kann Giacomo das Schmuckstück nicht verkauft haben, und selbst wenn dies der Fall wäre, vermöchte er all das Geld in den paar Tagen nicht durchzubringen ... Er wird sich entschließen, die ganze Wahrheit zu bekennen, und alles wird sich machen! ... Du wirst dir mit deinem Weinen das hübsche Gesicht verderben und kannst dann nicht mehr Modell stehen; trockne darum deine Augen und kehre heim!"

Sie stand auf und entfernte sich, ohne noch etwas zu sagen; Pierre sah ihr rotes Röckchen an der Biegung der Condottistraße verschwinden.

Den Nachmittag verbrachte er in der Villa Borghese damit, den See mit seinem griechischen Tempel zu malen, der weiß von dem dunkeln Grün der Steineichen absticht — eine der Ansichten, die man sicher absetzen kann — speiste dann in seiner gewohnten Osteria, indem er seinem sonstigen Speisezeddel noch ein besonderes Gericht beifügte, und bewilligte sich den Luxus eines Parterreplatzes im Nationaltheater, wo die Cavalleria rusticana und i Pagliacci gespielt wurden.

Seine vormittägige Befriedigung war indes dahin, ohne daß er wußte, weshalb; er aß ohne Appetit, und die Musik ließ ihn kalt. Unaufhörlich sah er Checchinas süßes, von Tränen überschwemmtes Gesicht wieder vor sich und hörte ihre klagende Stimme.

Und Giacomo verdiente auch etwelches Mitleid. Mit einem solchen Vater als Vorbild war's eigentlich ein Wunder, daß der Bursche nicht schon Schlimmeres verübt hatte! Einen guten Rat hatte er ja nie empfangen. Doch Pierre dachte hauptsächlich an Checchina, an sie und ihre gelähmte Mutter, die sich nie darüber trösten werden, den Sohn und Bruder hinter Schloß und Riegel zu wissen, und er möchte ihnen irgendwie helfen und ihr Leid lindern ...

In diesem Augenblick, wie die Vorstellung dem Ende nahte, empfand er das Bedürfnis, frische Luft zu atmen und eine Zigarette zu rauchen. In die Tasche greifend, faßte er an seine Brieftasche und erinnerte sich wieder an die zweihundert von dem Engländer erhaltenen Franken für das Aquarell, das Checchina darstellte, wie sie das ländliche Bethaus mit Rosen und Lilien schmückt. Zweihundert Franken! Grad just die vom Juwelier geforderte Summe für den gestohlenen Ring — der Ersatz, der jede Verfolgung Giacomos niederschlug, der Checchina und ihrer gelähmten Mutter den Frieden wiedergab!

„Dieser Giacomo hat zwar den Stoff zu einem Spitzbuben; allein wer weiß, ob er sich nicht bessert, wenn er überwacht und geleitet wird? ... In seinem Alter muß man an nichts verzweifeln ... Ich hätte mich seiner ein wenig annehmen sollen. Wenn man ihn der Gerechtigkeit überläßt, so kommt er, da es nicht sein erster Bubenstreich ist, in eine Strafanstalt und verläßt diese noch verdorbener — wie so viele andere! Arme Checchina!"

Pierre ging und schlenderte in der Umgebung des Forums umher; die Nacht war wundervoll, allenthalben Glycinenduft. Der Vollmond ließ sein silbernes Licht niederfluten. Pierre setzte sich auf ein Mauerstück und grübelte lange. Und immer quälte ihn der Gedanke: „Arme gebrechliche Mutter! ... Arme Checchina!" Und er fühlte, daß die Sommerfrische in Anzio oder Tivoli ihm unmöglich wäre, wenn er die Vorstellung mitnehmen müßte, daß Giacomo im Gefängnis und die beiden braven Wesen trostlos seien.

„Der Sommer in Rom ist gar nicht so unausstehlich heiß, wie man behauptet; meine Wohnung ist ein bißchen kühl, und wenn man bloß morgens und abends ausgeht, so kann man eine Villeggiatur entbehren. Ueberdies habe ich ja noch den Pincio, die Villa Borghese und die Villa Pamfili. Und selbst wenn ich ein wenig an Fieber leiden sollte, ist das nichts so Fürchterliches!"

Daraufhin genoß Pierre eines guten Schlummers: er schlief, wie man zu schlafen pflegt, wenn man einen edeln Entschluß gefaßt, einen Sieg über sich selbst errungen hat.

IV.

Und am nächsten Morgen war er auf dem Spanischen Platz, am Fuß der Treppe, um Checchina aufzusuchen; sie mußte wohl noch viel geweint haben; denn ihre Augen waren noch röter und ihre Miene niedergeschlagener als gestern.

„Und weiß man immer noch nicht, wo der Ring hingekommen ist?"

„Doch; Giacomo bekannte schließlich, daß er ihn einem Händler des Borgo Vecchio verkauft und das Geld mit Freunden verjubelt habe. Der Juwelier wartet nur noch bis morgen. Mama ist verzweifelt, und ich möchte sterben."

„Beruhige dich," erwiderte Pierre, „und führe mich zu dem Juwelier!"

Das Mädchen verstand ihn nicht gleich.

„Komm, zeig' mir den Weg!"

Wie glücklich sich Pierre diesen Morgen fühlte, wie leicht ihm die Luft und wie angenehm ihm das Dasein schien!

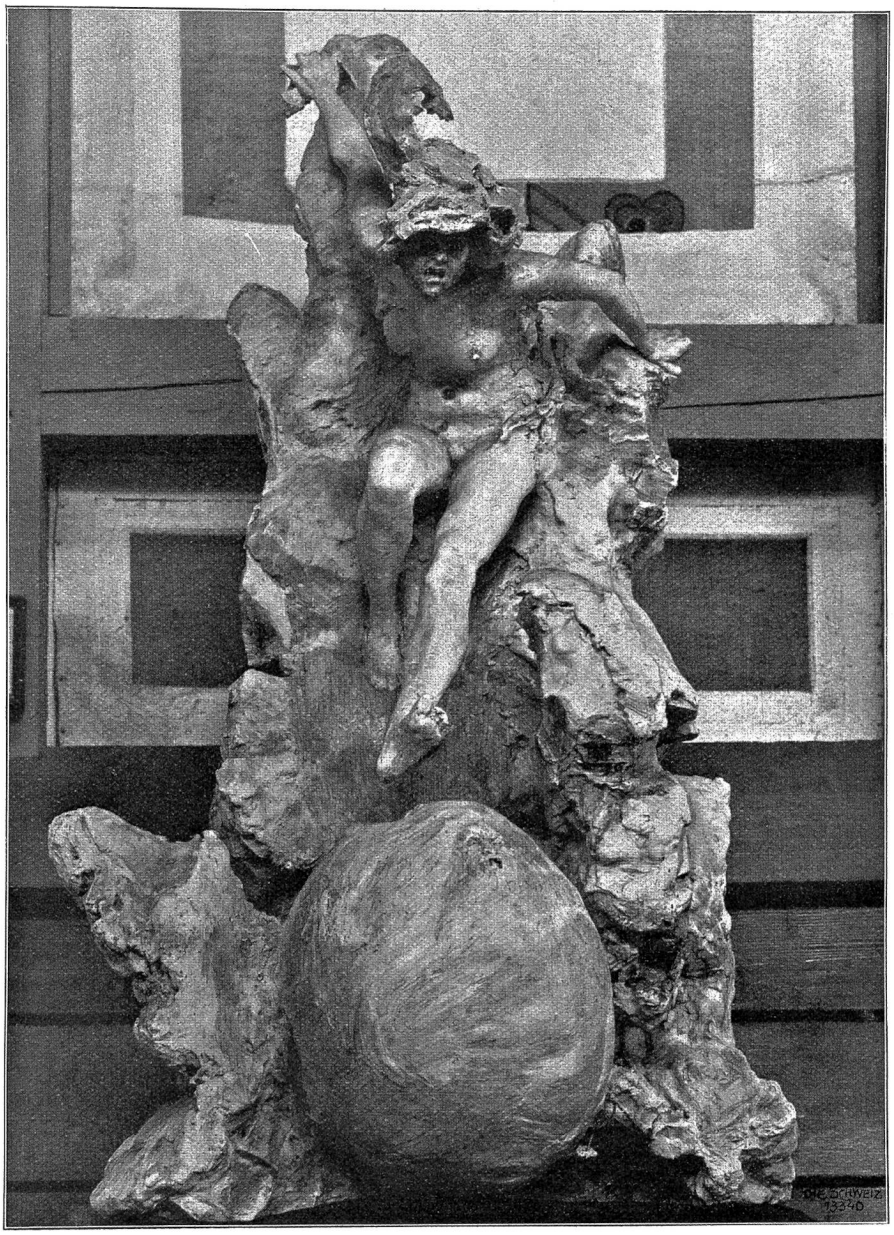
„Ich verzichte auf Anzio und Tivoli!" dachte er. „Es ist ja nutzlos, sich an den Hehler zu wenden; der würde alles leugnen, und eine Verfolgung diente bloß zur Verhaftung Giacomos ... Das eben muß man vermeiden; denn ich glaube entschieden nicht, daß das Zuchthaus ihn bessern würde. Eine feste Milde und ein wenig Wohlwollen hat sicher, wie mich deucht, ein besseres Resultat ... Welch ein Glück, daß ich dies Aquarell verkaufte!" Und Pierre lächelte und betrachtete Checchina, die neben ihm hertrippelte, nicht zu reden wagte und vor Aufregung und Hoffnung bebte; so gelangten sie auf den Corso und traten bei dem Juwelier ein.

„Der Bruder dieser Kleinen hat Ihnen einen Ring gestohlen," sagte Pierre. „Ich kenne die Familie und meine es gut mit ihr. Der Bursche wird unüberlegt gehandelt haben. Hier sind die zweihundert Franken. Hoffen wir, daß er nicht wieder anfängt!"

„O Herr, Herr," rief Checchina ein Weilchen nachher, „wie sollen wir Ihnen danken! ... Kommen Sie nach Hause, damit Mama und ich Ihnen die Hand küssen können!"

„Laß uns dahin gehen, aber wegen einer andern Sache," versetzte Pierre. „Giacomo hat Aufsicht nötig. Ich dachte schon seit einiger Zeit daran, einen kleinen Bedienten anzustellen. Willigen deine Eltern ein, so soll er's sein, und ich werde mich bestreben, einen guten Menschen aus ihm zu machen."

* * *



Die Lawine. Skulptur von Auguste de Niederhäusern.

Und deshalb verbringt Pierre Sylvestre, statt Berg- oder Seeluft zu genießen, den Sommer in Rom, das von den Fremden völlig verlassen ist.

Seine Freunde denken, irgend eine heimliche Liebschaft halte ihn da fest; seine Feinde behaupten, er habe keinen Rappen Geld. Er aber begnügt sich mit dem Zeugnis seines Gewissens, dem dankbaren Lächeln Checchinas und dem Duft der bescheidenen Blumen, die sie ihm täglich zu bringen die Mittel findet.

Ein neu veröffentlichtes Herderbildnis von Anton Graff.

Den 9. Juli 1785 ist unser Landsmann Anton Graff aus Winterthur, seit 1766 kurfürstlich sächsischer Hofmaler, von Dresden „ins Carlsbad gereißt", und den 10. August ist er wieder „zurückgekommen aus dem Carlsbad", beides laut seinen eigenhändigen Eintragungen im „Dresdner Schreibe-Calender auf das Jahr 1785", den die Winterthurer Stadtbibliothek aufbewahrt mit neunundzwanzig andern aus des Meisters Nachlaß. Während dieses Aufenthaltes in Karlsbad hat Graff